

Verkanntes Schweizer Dichtergenie

Conrad Ferdinand Meyer, der heute seinen 200. Geburtstag feiern könnte, ist besser als sein Ruf.

Julian Schütt

Die Mutter glaubt, er werde keine Karriere machen. Ihr Sohn sei für solche Zukunftshoffnungen verloren. Und sie soll in einem Gespräch, das der Sohn zufällig belauscht, über ihn gesagt haben: «Er begräbt sich selbst. Er ist für dieses Leben nicht mehr da...» Auch Conrad Ferdinand Meyer selbst glaubt, man wolle «ein Leichentuch über ihn werfen».

Was an Leben doch in ihm ist, obwohl er es kaum zuliebt, auch nicht in seinen Dichtungen, zeigt der in Zürich lehrende Literaturwissenschaftler Philipp Theisoohn in einer exzellenten Biografie auf. Sie bleibt nicht bei den Lebensfakten stehen, sondern verbindet diese virtuos mit Meyers Werken.

Die Mutter kündigt ihren Suizid an

Theisoohn führt eindrucksvoll aus, wie Mutter und Sohn sich geradezu einen Wettbewerb liefern, wer die Todesfixierung besser beherrscht. Sie sprechen manchmal so, als seien sie schon gestorben. Beide sind nach dem frühen Tod des Vaters labil und von Depressionen heimgesucht, beide sehen Dämonen in den Wänden und haben Suizidgedanken. Die Mutter verurteilt seinen schriftstellerischen Drang als Übel und schleift den Sohn in eine Nervenheilanstalt am Neuenburgersee.

Auch später verbringt er viel Zeit in der aargauischen Psychiatrieanstalt in Königsfelden. Ehe die Mutter sich um-

bringt, kündigt sie Conrad in ihrem Abschiedsbrief den «dunkeln Orte, wohin ich mich jetzt stürze», an und hofft, der «entsetzliche Schlag» werde Conrad «im Christenthum befestigen». Mindestens einmal soll auch er ein paar Gewichtsteine in die Tasche gesteckt haben, um «das Untersinken im See zu befördern».

Er überlebt, aber man kann sagen: Seine Werke sind eher dem Tod als dem Leben abgetrotzt. Es kommen kaum Lebensfakten vor. C.F. Meyer arbeitet vornehmlich mit grossen Figuren der Vergangenheit. Und im Zentrum steht nicht selten ihr Sterben. Sein 1871 erschenenes erstes Erfolgsbuch trägt den Titel «Hutenschiltzerte Tage». Das Versepos schildert, wie der Ritter und Dichter Ulrich von Hutten auf der Insel Ufenau an sein Ende kommt.

Der sechs Jahre ältere Zürcher Rivale Gottfried Keller erzählt gern die Anekdote, wie Meyer ihm vorgeworfen habe, er verschwende seine «Gabe des Styles» an «niedrige Stoffe, an allerlei Lumpenvolk», während er, Meyer, von sich gesagt habe: «Ich arbeite nur mit der Historie, kann nur Könige, Feldherren und Helden brauchen!» Das ist boshaft, aber nicht falsch. In seinen Meisterwerken «Das Amulett», «Jürg Jenatsch» und «Gustav Adolfs Page» bietet Meyer historische Kulissen und Würdenträger en masse auf.



Conrad Ferdinand Meyer,
1887, Radierung:
Karl Stauffer-Bern.
Bild: Zentralbibliothek Zürich

Gottfried Keller deckt den Kollegen noch mit einem anderen Vorwurf ein, der ihn erst recht zum ewiggestrigen Autor stempelt. Meyer habe zwar ein «merkwürdig schönes Talent, aber keine rechte Seele; denn er ciselirt und feilt schon vor dem Gusse». Das heisst: Es fehlt ihm das Lebendige, stattdessen seien seine Bücher manieriert und gekünstelt. Tatsächlich arbeitet Meyer bewusst mit der Künstlichkeit. Seine Gedichte, Epen und Novellen sind modern trotz der dezidierten Abwendung von akuten Geschehnissen.

Er glaubt, so Theisoohn, nicht daran, dass man die aktuelle Gegenwart abbilden kann. Nur abgekühlte Stoffe lassen sich mit der nötigen künstlerischen Freiheit und Souveränität gestalten. Aus der sehr wohl Diagnosen für die Gegenwart und auch Figuren aus Fleisch und Blut gewinnen. Bei Meyer tritt zwar meist verblichenes Personal auf, das er aus alten Geschichtswerken entnimmt. Doch die Toten dürfen es krachen lassen, da geht es hoch leidenschaftlich zu und her.

Als Fünfzigjähriger «eine Million geheiratet»

An einer Stelle fragt sich Theisoohn, was dieser C.F. Meyer eigentlich genau ist, und er gelangt zu folgendem Steckbrief: Multimillionär (mutmasslich), Grossgrundbesitzer, Hundehalter, Kirchgän-

ger, verschworener Protestant, übergewichtig, kurzsichtig, politisch «rechtes Centrum oder rechts, natürlich mit aller Humanität» (O-Ton Meyer), deutschfreundlich, aber kein Antisemit. Er avanciert zum Bestsellerautor. Seine Lyrik prägt die moderne Poesie. Da stellt er selbst Keller in den Schatten. Stefan George, Hugo von Hofmannsthal und Gottfried Benn bewundern ihn. Ein begeisterter Meyer-Leser ist auch Sigmund Freud.

Einmal wagt C.F. Meyer selbst den Sprung ins pralle Leben: Er heiratet eine Frau aus reichem Haus und hat mit ihr ein Kind. Gottfried Keller kommentiert das Ereignis spöttisch: Meyer habe als Fünfzigjähriger «eine Million geheiratet». Die wichtigste Frau neben der Mutter und der Ehegattin ist seine jüngere Schwester Betsy: Sie hält seine Literaturwerkstatt am Laufen, ist Sekretärin, Literaturagentin und Betreuerin zugleich.

Kontakt hat er zudem zu Johanna Spyri. Er liest «Heidi». Es macht ihm einen «frischen Eindruck». «Ganz vorzüglich» gefällt ihm der Geissenpeter. Er schätzt Spyri als resolute Erzählerin. Einmal bietet er sich sogar an, eine kleine Biografie über sie zu verfassen. Doch sie will dann doch nicht zu einem Meyer'schen Schattengewächs werden und ihm, der es eher mit den Toten hat, ihr Leben anvertrauen.

Philipp Theisoohn: Conrad Ferdinand Meyer. Schatten eines Jahrhunderts. Biografie. Wallstein, 544 Seiten.

«Meyers Novellen sind das Netflix des 19. Jahrhunderts»

Schweizer Kunstschaffende haben eine Idee umgesetzt. Sie zeigen Szenen aus Filmen von Conrad Ferdinand Meyer, die es nicht gibt. Wie geht das?

Daniele Muscionico

Es ist Abend am Hof des Herzogs Candace. Gebannt lauscht der Hofstaat dem grossen Dichter im Veroneser Exil, Dante. Der erzählt den Gastgebern eine dramatische Geschichte, Liebe kommt darin vor, auch Wahnsinn, Eifersucht und Raserei. Im Augenblick, in dem wir die Szene betreten, hat Dante auserzählt und verlässt den Raum. Im Zimmer verbleiben die Zuhörer und, losgetreten von der Erzählung, ein eisiger Wind des Todes. Es ist kühl.

Was tun die Zurückgebliebenen? Sie wärmen sich ihre Füsse an einem Heizstrahler.

Die Szene stammt, Fehler ausgenommen, aus Conrad Ferdinand Meyers Novelle «Die Hochzeit des Mönchs». Das pathetisch aufgeladene, brillant konstruierte grossformatige Foto dazu ersonnen hat das Schweizer Künstlerkollektiv «Mass und Fieber». Elf Bilder aus elf Novellen ergeben im Museum Strauhof in Zürich ein «Meyerama», ein Kopf-Kino aus aufwendigen Szenen aus Meyer-Filmen, die noch nicht gedreht worden sind.

Mit dieser irren Idee leisten die Theatermacher Brigitte und Niklaus Helbling einen wahnwitzigen Beitrag zum 200. Geburtstag des Dichtersfürsten. Sie interpretieren den Geist der Novellen Meyers und tableaut dem Werk in jeder Hinsicht. Dass Regisseur Niklaus Helbling sich mit ins Bild setzt, in diesem Fall als Major Domus – und auch den Leiter des Museums Strauhof mitspielen lässt –, zählt zu den kleinen, liebevollen Insiderwitzen.

In jedes Bild integriert ist eine Fehlleistung, die Anwesenheit des Heizstrahlers etwa. Sie machen deutlich, wie der Dichter gearbeitet hat: Meyers Novellen tun zwar so, als ver-

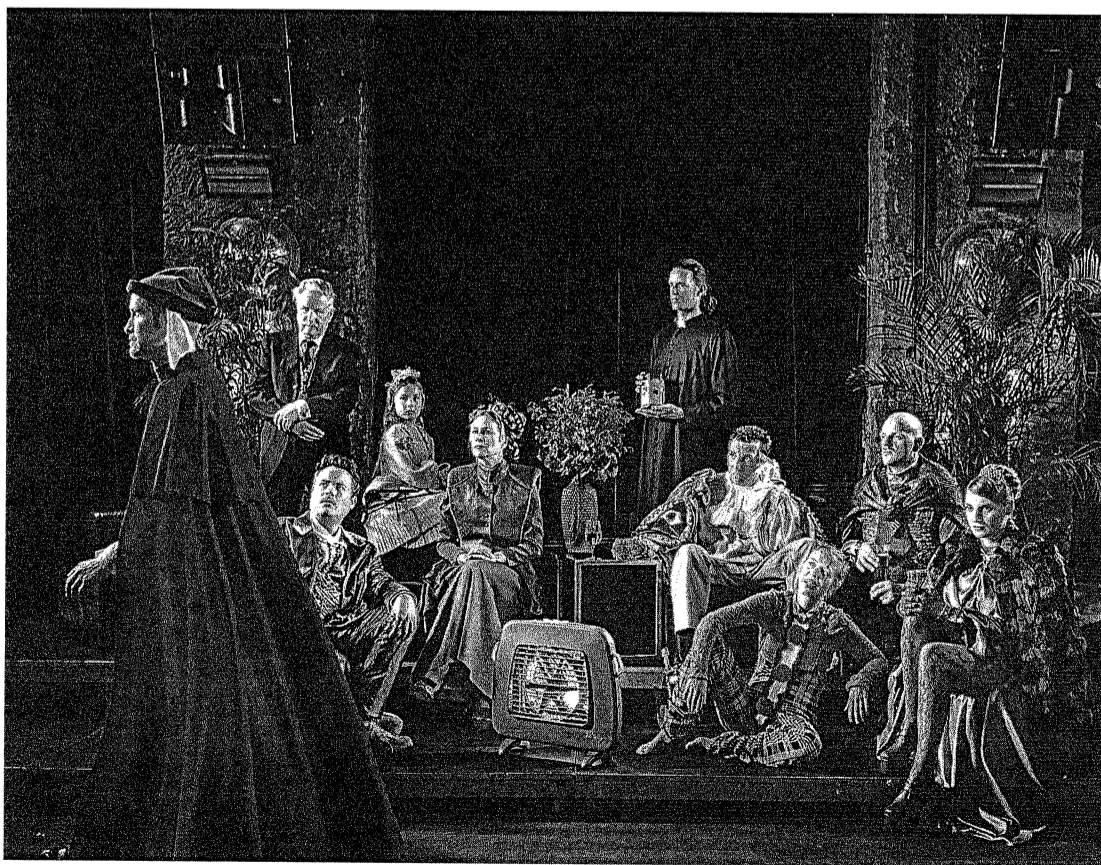
kauften sie reale Begebenheiten aus der Vergangenheit – «Jürg Jenatsch», «Gustav Adolfs Page» oder «Die Versuchung des Pescara». Doch seine Stoffe sind bloss historische Kostüme. Es ging ihm weniger um Fakten und Geschichte. Viel mehr interessierten ihn das pure Drama und die einnehmende Wirkung.

Geschichte ist eine Pathosmaschine

Wer Meyers dichterische Aneignungen genau liest, dem ergeht es wie dem Betrachter der Bilder, ein irrer Schwindel stellt sich ein, die Ahnung von Fake. Und tatsächlich verrät die Hyperästhetik der Tableaux: Der Schwulst und Pomp der Historie – beim Lesepublikum in Meyers Zeit tatsächlich sehr beliebt – wird lediglich deshalb zitiert, um sie wirkungsmächtig demontieren zu können. Zwischen den Ritzen der quasi-Meyerschen Szenen blinzelt der Betrachter in die Moderne und ins Bodenlose unserer Zeit.

Helblings These lautet: «Meyers Novellen sind das Netflix des 19. Jahrhunderts.» Und wie zum Beweis stellen sie Meyers Geschichten auf die Bühne, ähnlich einem Turnverein in historischen Kostümen, in der Anmutung, «irgendwo zwischen Variété und Nationalfeiertag». Der Hof des Herzogs von Padua wurde im Zürcher Nachtclub Mascotte aufgebaut. Das Bild zur Novelle über den Freiheitskämpfer «Jürg Jenatsch» kommt daher als Italo-Western. Das amüsante Geburtstagsgeschenker ist delikat und klug im selben, vorgestellten, kann man sich den Grossdichter nicht wünschen.

«Meyerama, das Spiel von Macht und Leidenschaft» im Museum Strauhof Zürich, bis 11.1.25



So könnte Meyers Novelle «Die Hochzeit des Mönchs» als Film aussehen. Was stimmt hier nicht? Bild: Andreas Etter